



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Zeitalter des Imperialismus 1884 - 1914

Friedjung, Heinrich

Berlin, 1919-

Deutsch-französische Einigung von 4. November 1911

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77071](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77071)

Deutsch-französische Einigung vom 4. November 1911

Das war der düstere Hintergrund, auf dem sich die deutsch-französi-
schen Endverhandlungen abspielten. Da brach aber von Osten her durch
das Gewölk ein Strahl von solcher Stärke, daß die Schatten doch ver-
schwanden. Wie wir wissen, hatte das Berliner Kabinett schon 1910 mit
Rußland angeknüpft, um ein Abkommen über den nahen und den mitt-
leren Orient zu vereinbaren; ein Jahr lang dauerte es, bis man ins
reine kam; zuletzt einigten sich die zwei Mächte am 19. August 1911
über Persien sowohl wie über die vorderasiatischen Eisenbahnen. Das
war ein schöner Erfolg der Diplomatie Riederlens und das Ereignis
um so willkommener, als es in die Zeit der englischen Seerüstungen fiel.
Britannien ließ sich zwar durch die Vereinbarung nicht weiter beein-
flussen, Frankreich jedoch, das für sich allein den Deutschen zu Lande
nicht gewachsen war, mußte sich hüten, die Dinge auf die Spitze zu
treiben. Das Pariser Kabinett war von dem Petersburger ohne Zweifel
über den Verlauf der Verhandlungen und auch davon in Kenntnis ge-
setzt worden, daß der Zar in einen Krieg mit Deutschland nicht hinein-
gezogen werden wollte. Darauf wies auch die vielbemerkte Mäßigung der
Sprache der russischen Presse hin. Und während Rußland von Frank-
reich ein wenig abrückte, schlug auf der anderen Seite das Wiener Ka-
binett dem Berliner gegenüber einen unangenehm kühlen Ton an. Mehr-
mals betonten die halbamtlichen Wiener und Budapester Zeitungen,
der Marokkostreit gehe Österreich-Ungarn nichts an. Aehrenthal zeigte
dem deutschen Botschafter Schirschy, mit dem er überhaupt per-
sönlich nicht gut stand, eine üble Laune, die nach den großen, ihm im
bosnischen Streit erwiesenen Diensten Deutschlands unverständlich war.
Vielleicht war dies auf die schwere Krankheit zurückzuführen, die ihn

einige Monate später aufs Totenbett streckte; oder der reizbar stolze Mann wollte den Deutschen zeigen, daß sie seine Hilfe benötigten, daß er sich gegebenenfalls auf Undankbarkeit ebensogut verstünde wie weiland Fürst Felix Schwarzenberg. Genug, auf der einen Seite kühlte der österreichisch-ungarische Minister, auf der anderen die Regierung des Zaren die Hitze der streitenden Seile, die übrigens beide einen mageren Ausgleich dem Weltkriege vorzogen.

Die Haltung Rußlands bestärkte Caillaux in dem Vorsatze, eine Vereinbarung mit Deutschland zu treffen. Nicht Billigkeit gerade brachte ihn zu der von ihm gelegentlich geäußerten Ansicht, daß Deutschland schließlich doch nicht von der Teilung der Welt ausgeschlossen werden könne; eher wollte er seinem Lande die gefährliche Wucht des deutschen Unwillens ersparen. Deshalb eröffnete er mit Berlin eine Unterhandlung, die er so geheim betrieb, daß selbst der Minister des Außeren, de Selves, und Jules Cambon nichts erfuhren. Er benützte als Vermittler den Direktor einer französischen Schiffahrtsgesellschaft am Kongo, Fondère, einen Kenner der innerafrikanischen Angelegenheiten. Durch ihn ließ er zuerst mit der deutschen Botschaft in Paris anknüpfen, dann reiste Fondère nach Berlin mit einem Angebote, das über die zuletzt durch Cambon in Aussicht gestellten Zugeständnisse hinausging. Wiewohl eine Einigung auch jetzt nicht erzielt wurde, kam man sich doch wieder etwas näher¹⁾.

Gleichzeitig wurden in Paris amtliche Beratungen über die Angelegenheit gepflogen. An ihnen nahmen außer Caillaux und dem Minister des Außeren auch die drei Botschafter, Barrère, Paul und Jules Cambon teil. Schon damals ergaben sich Meinungsverschiedenheiten zwischen Caillaux und de Selves. Der letztere, von Barrère unterstützt, erklärte sich gegen weitere Zugeständnisse an Deutschland, da man des Beistandes Großbritanniens sicher sei. Caillaux aber setzte seinen Willen durch und Cambon erhielt, nach Berlin zurückkehrend, entgegen-

¹⁾ Diese geheimen Unterhandlungen sind auf Grund der Aufzeichnungen Fondères und mit Zustimmung Caillaux' ausführlich dargestellt bei M e r m e i r (Pseudonym für Gabriel Terrail), „Chronique de l'an 1911“, Paris 1912, S. 204—289.

kommende Aufträge. Die Zugeständnisse bewegten sich im Rahmen des von Fondère gemachten Angebotes¹⁾.

Im September trat Cambon mit Riederlen aufs neue zusammen. Der Botschafter legte folgendes dar: Es sei Frankreich schlechterdings unmöglich, das ganze Gebiet zwischen dem Kongostrom, Kamerun und dem Meere abzutreten. Am allerwenigsten könne die Meeresküste des französischen Kongo ganz dahingegeben werden, bloß ein schmaler Streifen an der Mündung des Kongo. Freigebiger war die französische Regierung mit Landstrichen im Binnenland; sie gab grundsätzlich zu, daß die Kolonie Deutsch-Kamerun sich bis an Belgisch-Kongo ausdehne. Nun legte Riederlen eben darauf den größten Wert, immer im Hinblick auf sein großes innerafrikanisches Projekt. De Selves und Barrère hatten dies nicht zugeben wollen, aber Caillaux ließ sich doch dazu herbei; natürlich unter der Bedingung, daß Deutschland auf Marokko gänzlich verzichte.

Damit war endlich eine Grundlage des Ausgleiches gewonnen. Indessen gab es noch ein zähes, sechs Wochen dauerndes Feilschen um jeden Paragraphen, jedes Sätzchen, jeden Beistrich des Vertrages, dem die große Öffentlichkeit mit peinlicher Erregung folgte. Das nächste war, daß Riederlen erklärte, von der Abtretung der Kolonie Togo könne nicht mehr die Rede sein, da Deutschland am Kongo, zumal an der Küste, nicht das von ihm Verlangte erhalten solle. Dann ging man in die Einzelheiten ein, wobei mit Marokko begonnen wurde. Am 14. Oktober einigte man sich über dieses Land in der Art, daß der Republik in politischer Richtung freie Hand gelassen wurde, während in wirtschaftlichen Dingen Deutschland das gleiche Recht genießen sollte wie alle anderen Nationen. Hierauf kam der Kongo an die Reihe. Die Schwierigkeit bestand, wie gesagt, darin, daß Deutschland von Kamerun aus den Kongo

¹⁾ Der Verlauf der in Paris gepflogenen Beratungen ist, offenbar nach Mitteilungen de Selves', geschildert in dem Buche von Pierre Albin „Le coup d'Agadir“, Paris 1912, S. 240ff. Diese Arbeit belehrt über die Ereignisse von 1911 am besten. Die unserer Darstellung zugrunde liegenden Bücher von Tardieu, Mermeix und Albin, sämtlich 1912 erschienen, geben sich Mühe, sachlich zu sein und sind gute Beiträge zur Geschichte der Marokkokrise.

in breiter Front erreichen, Frankreich dagegen seine Kongokolonie nicht vom Meere abschneiden lassen wollte. Nach langem Ringen und Feilschen kam man auch hier zum Schlusse. Deutschland begnügte sich mit einem Zugeständnisse eigentlich nur formeller Art: es sollte sich fortan mit zwei schmalen Spitzen, jede nur einige Kilometer, bis an den Kongo und seinen Nebenfluß Ubanghi ausdehnen; dieser Gebietsfinger, mehr war es nicht, war das, was Riederlen für seinen Lieblingsgedanken heimbrachte. Die Franzosen aber behaupteten, sie seien unerhört nachgiebig, denn sie geständen die Trennung des französischen Hinterlandes vom französisch bleibenden Meere zu. Sie blieben aber fest, als Riederlen die Abtretung des Vorkaufsrechtes auf Belgisch-Kongo von ihnen verlangte. Schließlich war man zu Ende und der Vertrag konnte am 4. November 1911 unterzeichnet werden.

Was Marokko allein betraf, so hatte Frankreich allen Grund zur Zufriedenheit. Es errang nach siebenjährigem Streite die Herrschaft über das Land und damit die Gebietsvereinigung Algeriens mit dem weiten Reiche, das von Senegambien bis Agypten der Republik gehörte. Die Nation war stolz darauf, Deutschland diplomatisch aus dem Felde geschlagen zu haben.

Das den Deutschen am Kongo abgetretene Gebiet war nicht unansehnlich. Der von ihnen aufgegebene „Entenschnabel“ (Etschaden) war nur 12000 Quadratkilometer groß, während die neuerworbenen Landstriche 27500 Quadratkilometer umfaßten. Aber der neue Besitz war zum größten Teil Sumpfland, in vielen Gegenden herrschte die Schlafkrankheit. Lästig waren auch die Wegerechte, die den Franzosen eingeräumt waren, damit sie von deren Küste in das Innere gelangen könnten. Immerhin erhielt die Kamerunkolonie zu ihren 493000 Quadratkilometern einen ansehnlichen Zuwachs. Im ganzen jedoch war das Geschäft nicht gerade glänzend; der deutsche Kolonialsekretär Lindequist hielt es für so ungünstig, daß er den Vertrag nicht vor dem Reichstag vertreten wollte und lieber vom Amte zurücktrat. Dies war der Ausgang des Marokkohandels, der seit 1905 Europa in Atem gehalten hatte.

Trotzdem waren der Kaiser, der Kanzler und die Parteien der Linken von der Beilegung des Zwistes befriedigt, da Deutschland endlich den marokkanischen Mühlstein vom Halse hatte, den es sich 1905 auflud. Seit Jahren war es allgemeine Überzeugung, Bülow und Holstein hätten fehlgegriffen, als sie den Kampf um die Unabhängigkeit Marokkos aufnahmen. Alles wäre besser gewesen als dieses Programm; sowohl ein Abkommen mit Frankreich über die Aufteilung des Landes als auch dessen vollständige Überlassung an die Republik. Schon Bülow hatte versucht, sich aus dem Handel zu ziehen und deshalb mit Frankreich den Vertrag vom 9. Februar 1909 geschlossen, jetzt wurde die Sache endlich bereinigt, aber mit einem Fehlbetrage an Weltgeltung Deutschlands.

Daher die erbitterte Gegnerschaft der Alldeutschen wie überhaupt der Rechten des Reichstages gegen die Politik Bethmanns und Riederlens. Die Opposition zielte aber noch höher, gegen den Kaiser selbst; wäre Deutschland nur mit größerer Schärfe vorgegangen und hätte es aufß Schwert geschlagen, so würde Westmarokko die Beute gewesen sein. Wieder ertönte der Vorwurf, Wilhelm II. habe zu laut seine Friedensliebe verkündet und dadurch Frankreich zur Unnachgiebigkeit ermuntert. Diesmal war der Vorwurf grundlos. Der Kaiser hatte seine Minister gewähren lassen; es gereicht ihm aber zur Ehre, daß es sein dringender Wunsch war, die Nation nicht wegen eines Fehens marokkanischen Bodens oder südafrikanischen Sumpflandes in den Krieg zu führen. Das deutsche Volk hatte den bestimmten Eindruck des ehrlichen Friedenswillens des Kaisers und in dieser Überzeugung folgte es ihm vertrauensvoll in den Kampf, als der Kaiser ihn 1914 für unvermeidlich erklärte.

In dieser Krise trat etwas Neues in Erscheinung und das war das Anschwellen der Opposition gegen die äußere Politik der Regierung. Der Alldeutsche Verband stand nicht mehr allein wie 1905, seine Ziele und seine Taktik hatten den Beifall der Konservativen und eines großen Teiles der Nationalliberalen. Deutlicher wird die Sache, wenn man an die Stelle der Namen aller Fraktionen die hinter ihnen stehenden

sozialen Schichten setzt. Die Junker und die Offiziere dort, die Schwerindustrie hier forderten eine größere Kraftentfaltung des Reiches, dem sie die Macht zuschrieben, sich auch in einem großen Kriege gegen seine Feinde zu behaupten. Das war der Gegenpol zu der Erscheinung des britischen Imperialismus. Der Unterschied war aber der, daß in England die Imperialisten an der Regierung waren, während sich die alldeutsch genannten Elemente in Opposition gegen den Kaiser und gegen dessen verantwortliche Ratgeber befanden. Ribbentrop wurde vom Alldeutschen Verband des Wortbruches und einer an Verrat grenzenden Schwäche beschuldigt; Bethmann Hollwegs besonnener Ernst ward, indem man den fünften deutschen Reichskanzler mit dem ersten verglich, als unpraktische Weltfremdheit belächelt. Nur von den Mittelparteien, dem Zentrum und dem Fortschritt, also von den wahren bürgerlichen Elementen, wurden die Beweggründe der Regierung nach Gebühr gewürdigt, die unter dem Kreuzfeuer der nie zu befriedigenden Sozialisten und der noch anspruchsvolleren Junker stand.

Die Verbitterung der nationalistischen Parteien stieg noch, als die englische Regierung im Sommer 1911 an den Nerven der deutschen Nation zerrte. Der Führer der Konservativen, Heydebrand, der Mann nach dem Herzen des Offiziersadels, schlug gegen Britannien Töne an, die bei der Besprechung der Beziehungen zum Auslande im Deutschen Reiche kaum je gehört worden waren. Es war der doppelte und dreifache Widerhall dessen, was jenseits des Kanals herüberschlug. Er hielt am 29. Oktober 1911 in Breslau eine Rede, in der er den Niedergang des Ansehens Deutschlands beklagte und von der „grandiosen Underschämtheit“ des englischen Ministeriums sprach. Selbst das liberale Kabinett, das für wenig kriegerisch gelte, halte dem Deutschen Reiche die Faust unter die Nase, was für ein Volk bitter hart sei, das den Krieg von 1870 hinter sich habe. Womöglich noch schärfer sprach Heydebrand, als am 9. November im Reichstage der Vertrag mit Frankreich zur Beratung stand. Er verteilte die Hiebe gleichzeitig auf die deutsche Regierung, deren Schwäche das Übel herbeigeführt hätte, und auf die von ihm hart hergenommenen Westmächte. Der Friede werde nicht durch die Nachgie-

bigkeiten der Regierung erhalten, sondern durch die Furcht der Franzosen vor dem guten deutschen Schwerte, daß, wie die Franzosen wissen, nicht immer rosten werde. Auf die Drohungen Lloyd Georges werde das deutsche Volk, wenn die Stunde komme, noch die Antwort zu geben wissen. Während er so sprach, befand sich Kronprinz Friedrich Wilhelm unter den Zuhörern und befundete durch Miene und Bewegungen, daß er mit Heydebrand übereinstimme. Von diesem Tage an wurde der Kronprinz den Alldeutschen gezählt, und man nahm an, er könne den Tag nicht erwarten, um jene Drohungen zur Tat zu machen. Noch am selben Abend ließ der Kaiser den Kanzler zugleich mit dem Kronprinzen zu sich berufen und beauftragte den Kanzler, seinem Sohne die Gründe für die von der Regierung befolgte Politik auseinanderzusetzen. Es war ein förmliches Kolleg, das der junge Herr über sich ergehen lassen mußte. „So entschieden und markant billigte der Kaiser“, damit schließt Bethmann Hollweg den Bericht über den Vorgang, „eine auf Ebbing der Weltgegensätze gerichtete Politik“¹⁾.

Vor dem Reichstage verteidigte Bethmann Hollweg seine Politik mit der ihm eigenen Sachlichkeit, wobei er die Mängel des Vertrages ruhig zugestand. Die Selbständigkeit des Sultans von Marokko sei eine Fiktion, die nicht länger haltbar sei, die seit der Algecirasakte in der Sache und moralisch unbefriedigend gewesen sei, so daß es sich empfahl, sich mit Frankreich zu vertragen. Herrn von Heydebrand aber erwiderte er nachdrücklich und betonte, der Starke brauche sein Schwert nicht im Munde zu führen. Darauf wurde das Abkommen dem Reichstagsausschusse überwiesen und hier im einzelnen geprüft. Riederlen-Wächter hielt am 17. November einen längeren, mit reichem geschichtlichen Stoffe ausgestatteten Vortrag. Um zu zeigen, daß die Regierung nicht mutlos gehandelt habe, verlas er die Antwort, die sie Grey am 24. Juli durch Wolff-Metternich hatte erteilen lassen. Darnach mußte die Anklage verstummen, Deutschland hätte sich einschüchtern lassen. Am 5. Dezember sprach der Reichstag seine Zustimmung zu dem Vertrage aus.

¹⁾ Th. v. Bethmann Hollweg, „Betrachtungen zum Weltkriege“, I, S. 35.

Nicht weniger lebhaft verliefen die Beratungen in den französischen Kammern, obwohl Frankreich allen Grund zur Zufriedenheit mit dem Ausgange hätte haben sollen. Den nächsten Anlaß zur Aufregung bot die Veröffentlichung des am 4. Oktober 1904 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Geheimvertrages, der durch eine nicht aufgehellte Indiskretion in einer Pariser Zeitung abgedruckt wurde. Daraus erfuhren die Franzosen, daß Delcassé auf Andringen Englands die ganze Nordküste Marokkos den Spaniern überlassen hatte. (Band I, Seite 408). Somit war der Wert der Erwerbung nicht so groß, als man angenommen hatte. Die Unannehmlichkeit mußte hingenommen werden, da England auch jetzt hinter Spanien stand. Trotzdem war der Vorteil Frankreichs so überwiegend, daß die Deputiertenkammer den Vertrag mit Deutschland am 20. Dezember mit großer Mehrheit annahm. Caillaux verteidigte ihn in einer großen Rede, in der er mit einer für einen Franzosen seltenen Unbefangenheit den Wert des Einvernehmens mit Deutschland hervorhob. Aber der dumpfe Groll der unversöhnlichen Vergeltungspolitik kam in der Beratung mehrfach zum Ausdruck, auch darin, daß alle Abgeordnete des französischen Lothringen erklärten, sie müßten gegen den Vertrag stimmen, damit es nicht den Anschein habe, Frankreich könne jemals „vergessen“. Es sollte also nie zwischen den zwei Völkern Frieden geben.

Bewegter war die Aussprache im Senat. Hier zog sich über Caillaux ein Ungewitter zusammen. Es wurde ruchbar, daß er sich durch Fondère mit dem Berliner Kabinett in eine geheime Unterhandlung eingelassen, von der er nicht einmal den Minister des Außeren, de Selves, verständigt hatte. Dieser wurde befragt und nahm an Caillaux Rache für die Zurücksetzung, so daß der Ministerpräsident mit Vorwürfen überschüttet wurde; Clemenceau stellte sich an die Spitze seiner Gegner, benutzte die Gelegenheit, um den jüngeren Nebenbuhler niederzuringen. Es war ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß er, die Friedenspolitik seines eigenen Ministeriums (1906—1909) verleugnend, seinen feurigen Patriotismus glänzen ließ und Deutschland wegen angeblicher Abergriiffe zur Rechenschaft zog. Wieder also, das erkannte

man, bahnte es den Weg zur Macht, wenn ein Parteiführer der Eitelkeit und dem Rachedurst der Nation Worte lieh. So hatte sich im Jahre 1911 die Stimmung zum Schlimmeren gewendet. Das bekam vor allem Caillaux zu verspüren. Gegen ihn erhoben sich auf der einen Seite seine nationalistischen Landsleute, dann aber auch die Presse Englands, soweit sie den Imperialisten zu Gebote stand. Für sie war Caillaux der bestgehaßte Mann, da er seinen eigenen Weg gegangen war, England zwar vorgeschoben, aber die Versöhnung mit Deutschland angebahnt hatte. Von Britannien wurde der Sturm gegen ihn genährt. Die Wochenschrift „Spectator“ behauptete, er sei ein Verräter an seinem Vaterlande, vielleicht ohne es zu wollen; er demütige es durch Hinneigung zu Deutschland. Es war also ein Verbrechen, wenn ein französischer Staatsmann von Friedenswillen getragen war. Von seiner eigenen Partei, den Sozialradikalen, im Stiche gelassen, bot Josef Caillaux am 13. Juni 1912 seine Entlassung an. Sein Fall bewies, daß die Kluft zwischen den zwei Nachbarvölkern nicht zu schließen war. Das wurde noch deutlicher, als Raymond Poincaré sein Nachfolger wurde. Er war der Mann nach dem Herzen Englands, der sich beeilte, wegzulöschen, was Caillaux für eine deutsch-französische Verständigung gearbeitet hatte.

So zerrann die Hoffnung der deutschen Staatslenker, sie würden nach der Lösung der Marokkofrage zu einem Einvernehmen mit Frankreich gelangen. Sie waren nicht ganz schuldlos daran, da die Sendung des „Panther“ nach Agadir alte Leidenschaften wiedererweckt hatte. Cambon hatte nicht unrecht, als er Riederlen vorhielt, das sei geschehen, weil die Deutschen den französischen Nationalcharakter nicht genügend kannten und die Wirkung der Maßnahme auf seine Landsleute nicht richtig einschätzten. Als die deutsche Regierung den Schlag führte, wußte sie noch nicht, daß mit Caillaux ein Minister ans Steuer kam, bei dem die derbe Mahnung nicht notwendig war, weil er von selbst auf ein Abkommen mit Deutschland hinarbeitete. Nur darf man Zwischenfällen wie dem Agadir-Ereignisse nicht die Bedeutung beimessen, sie hätten das Verderben herbeigeführt oder auch nur beschleunigt.

Schließlich war der „Panthersprung“ doch kein Hindernis für das deutsch-französische Abkommen. Die Ursachen der Feindschaft lagen tiefer; der eine Streitgegenstand war wohl aus dem Wege geräumt, aber das „Irréparable“, wie Courcel den Verlust Elsaß-Lothringens nannte, wurde in Frankreich so empfunden wie am ersten Tage. Der Lustspiel=dichter darf ein Glas Wasser oder einen verlorenen Brief benützen, um die Knoten der Komödie zu schlingen, die Weltgeschichte aber schürft nach tieferen Anlässen und Ursachen des die Völker umfangenden Verhängnisses.

